

DER SCHÖNSTE TOD

LAURA HUXLEY AN JULIAN UND
JULIETTE HUXLEY

8. Dezember 1963

Übersetzt von Uda Strätling

1960, als der gefeierte Autor Aldous Huxley an seinem Roman *Eiland*, dem utopischen Gegenentwurf zu seinem dystopischen Meisterwerk *Schöne Neue Welt* arbeitete, eröffneten ihm seine Ärzte, dass er an Kehlkopfkrebs litt. Drei Jahre später, im November 1963, bat der Sterbende, der schon 1953 Erfahrungen mit Meskalin gemacht hatte und sich seitdem sehr für die Wirkungen psychedelischer Drogen interessierte, seine Frau Laura, mit der er seit 1956 in zweiter Ehe verheiratet war, ihm LSD zu verabreichen. Sie kam seiner Bitte nach. Im Dezember schickte Laura an Aldous Huxleys Bruder Julian und dessen Frau Juliette diese sehr bewegende und detaillierte Schilderung der letzten Lebenstage und -stunden des Autors. Dieser Entwurf wird mit freundlicher Genehmigung der Stolaroff Collection des Erowid Center abgedruckt.

6233 Mulholland Highway
Los Angeles 28, Kalifornien
8. Dezember 1963

Liebster Julian und liebste Juliette,

es gibt so vieles, was ich Euch über die letzte Woche in Aldous' Leben mitteilen möchte, und vor allem über den letzten Tag. Was sich ereignet hat, ist nicht nur für uns aus dem engsten Kreis wichtig, sondern geradezu Fazit oder, mehr noch, Fortführung seines Lebenswerks und deshalb für die Menschen allgemein von Bedeutung.

Zunächst aber kann ich Euch mit absoluter Gewissheit versichern, dass Aldous sich der Tatsache, dass er sterben würde, bewusst erst am Tag seines Todes gestellt hat. Im Unterbewusstsein war er sich darüber im Klaren, davon werdet Ihr Euch selbst überzeugen können, denn in der Zeit zwischen dem 15. und 22. November habe ich ein Gutteil seiner Bemerkungen auf Band aufgenommen. Für diese Bänder werden wir alle noch unendlich dankbar sein, das weiß ich. Aldous hat nur ungern darauf verzichtet, Dinge aufzuschreiben, und stattdessen diktiert oder seine Gedanken einem Gerät anvertraut. Er benutzte sein Diktafon nur, um Gedichte oder Auszüge aus literarischen Texten festzuhalten; die hörte er abends in stillen Stunden vor dem Einschlafen. Ich selbst besitze seit Jahren ein Tonbandgerät und habe es gelegentlich für ihn benutzt, aber es war zu unhandlich, besonders am Ende, als wir sein Schlafzimmer nicht mehr verließen und so viele Apparate um sein Bett herumstanden. (Wir hatten zwar davon gesprochen, uns ein kleineres Gerät zuzulegen, aber der Markt hier ist richtiggehend überschwemmt mit tragbaren, aber meist sehr schlechten Produkten. Ich hatte nicht die Zeit, mich darum zu kümmern, und so blieb auch das, wie so vieles, Vorsatz.) Anfang November hatte ich während Aldous' Klinikaufenthalt Geburtstag, und Jinny, die sich netterweise umgesehen hatte, schenkte mir das beste Gerät, das zu bekommen war – klein, leicht zu handhaben und ganz unauffällig. Nachdem ich mich damit ein paar Tage lang vertraut gemacht hatte, zeigte ich es Aldous; es gefiel ihm sehr, und ab dem 15. zeichneten wir damit jeden Tag einige seiner Träume und Anmerkungen zu künftigen Schreibprojekten auf.

Die Tage zwischen 15. und 22. zeichneten sich für mein Gefühl durch eine sehr intensive Geistestätigkeit bei Aldous aus. Wir hatten nach und nach die Dosis des Beruhigungsmittels reduzieren können, das er viermal täglich bekam, das Präparat Sperine, das in etwa Thorazine entspricht, wie man mir sagte. Wir konnten es stark reduzieren und mit Schmerzmitteln wie Percodon, etwas Amitol und einem Mittel gegen die Übelkeit auskommen. Er hat auch einige Male 0,5 ml Dilauidid

bekommen, ein Morphinderivat, das ihm viele Träume schenkte, von denen Ihr einige auf dem Band hören werdet. Dem Arzt zufolge ist das eine sehr geringe Morphindosis.

Um aber auf das Wesentliche zurückzukommen: In seinen Träumen und auch manchmal im Gespräch schien deutlich durch, dass er sich unterbewusst darüber im Klaren war, dass er sterben würde. Aber bewusst sprach er kein einziges Mal davon. Das lag keineswegs daran, wie einige Freunde meinten, dass er mich schonen wollte. Das war es nicht, denn Aldous hatte sich noch nie verstellen oder auch nur eine Lüge aussprechen können; er war schlicht unfähig zu lügen, und wenn er mich hätte schonen wollen, hätte er jederzeit mit Jinny sprechen können.

In den letzten zwei Monaten habe ich ihm fast täglich Gelegenheit gegeben, über den Tod zu sprechen, ihm den Weg geebnet, allerdings war dieser Weg natürlich immer ein zweifacher – einer, der auf das Leben, und einer, der auf den Tod zulief, und er wählte jedes Mal den zum Leben. Wir lasen das gesamte Handbuch, das Dr. Leary nach den Weisungen des Tibetischen Totenbuchs verfasst hat. Und Aldous hätte ja, meinetwegen im Scherz, sagen können: Vergiss nicht, mich daran zu erinnern, wenn es so weit ist, aber Bemerkungen machte er nur zu der Art, wie Dr. Leary seine LSD-Sitzungen leitete und wie er die Teilnehmer, die ja nicht tot waren, am Ende der Sitzung ins Alltagsleben zurückführte. Zwar fielen in Zusammenhang mit neuen Schreibideen gelegentlich Sätze wie: »Wenn ich das hier überstehe«, und er fragte sich, wann und ob er wieder die Kraft finden würde zu arbeiten. In seinem Kopf ging viel vor, und das Dilaudid schien eine neue Seite von ihm zum Vorschein zu bringen, die bisher größtenteils verborgen geblieben war.

Gegen acht Uhr am Abend vor seinem Tod (Donnerstagnacht) fiel ihm plötzlich etwas ein. »Schatz«, sagte er, »mir wird gerade bewusst, wie sehr ich Jinny zur Last falle; einen so schwer Kranken im Haus zu haben, noch dazu bei zwei Kindern, ist doch eine Zumutung.« Jinny war gerade nicht da, also sagte ich: »Gut, ich sage es ihr, sobald sie zurück ist. Darüber wird sie sich köstlich amüsieren.« »Nein, im Ernst«, meinte er ungewohnt beharrlich, »wir müssen etwas unternehmen.« »In Ordnung«, sagte ich leichthin, »dann steh auf, und wir gehen auf Reisen.« »Nein«, sagte er, »ich meine es ernst. Wir müssen uns etwas überlegen. Dauernd Krankenschwestern im Haus. Wir könnten für diese Zeit ein Apartment mieten. Nur für diese Zeit.« Was er meinte, war vollkommen klar. Unmissverständlich klar. Er ging davon aus, dass er vielleicht noch weitere drei, vier Wochen so krank sein und danach sein normales Leben wiederaufnehmen würde. Derartige Bemerkungen, seine Rückkehr zum Alltag betreffend, machte er recht oft. Während der letzten drei oder vier Wochen war er mehrmals entsetzt gewesen über seinen Zustand, immer dann, wenn er begriff, wie schlecht er beieinander war und wie lange es dauern würde, bis wieder Normalität erreicht wäre. An diesem Donnerstagabend also sprach er sehr energisch davon, ein Apartment mieten zu wollen, aber schon Minuten später und den ganzen Abend spürte ich, dass es mit ihm rapide bergab ging. An Essen

war kaum noch zu denken. Er hatte nur ein paar Löffel Flüssigkeit und Püree zu sich genommen, und von denen führte jeder zu einem Hustenkrampf. Donnerstagabend rief ich Dr. Bernstein an und sagte ihm, Aldous' Puls sei sehr hoch – 140 –, er habe leichtes Fieber und alles deute auf das Ende hin. Aber weder die Krankenschwester noch der Arzt teilten diese Einschätzung, trotzdem würde der Arzt auf meinen Wunsch hin noch vorbeikommen. Ich kehrte in Aldous' Zimmer zurück, und wir beschlossen, ihm Dilaudid zu spritzen. Es war etwa neun Uhr; er schlief ein, und ich bat den Arzt, am Morgen zu kommen. Aldous schlief bis etwa zwei Uhr nachts, dann bekam er noch mal eine Spritze, und ich schaute erst um halb sieben wieder nach ihm. Wieder hatte ich das Gefühl, dass es zu Ende ging; irgend-etwas machte ihm mehr als sonst zu schaffen, obwohl ich nicht hätte sagen können, was, jedenfalls schickte ich wenig später Telegramme an Euch und Matthew und Ellen und meine Schwester. Gegen neun Uhr wurde Aldous furchtbar unruhig, quälte sich, war am Rande der Verzweiflung. Er wollte ständig anders liegen. Alles war ihm unbehaglich. Etwa um diese Zeit traf Dr. Bernstein ein und beschloss, ihm ein Mittel zu spritzen, das er ihm erst einmal injiziert hatte, ein Medikament, das man sehr langsam intravenös verabreicht – die Prozedur dauert fünf Minuten; es ist ein Mittel, das die Bronchien weitet und das Atmen erleichtert.

Das Mittel war Aldous das erste Mal zunächst nicht sonderlich gut bekommen, das war vor rund drei Wochen, als es zu der Krise kam, von der ich Euch berichtet hatte. Aber dann hatte es ihm doch geholfen. Diesmal war es entsetzlich. Er konnte sich nicht äußern, aber es ging ihm schlecht, alles war unbehaglich, keine Liegeposition war erträglich. Ich gab mir Mühe, herauszubekommen, was mit ihm los war. Er konnte kaum sprechen, es kam nur ein gepresstes: »Reden macht es nur schlimmer«. Er wollte dauernd bewegt werden. »Anders.« »Die Beine anders.« »Die Arme anders.« »Das Bett anders.« Es war so ein elektrisch verstellbares Bett, das man am Kopf- wie am Fußende rauf- und runterfahren kann, und schon öfter hatte ich es ihm per Knopfdruck verstellt, rauf und runter, rauf und runter. Das machten wir jetzt auch, und es schien ihm ein wenig Erleichterung zu verschaffen, aber nur sehr, sehr wenig.

Plötzlich, es muss so um zehn gewesen sein, er konnte kaum sprechen, verlangte er einen Notizblock, und da schrieb er zum ersten Mal nieder: »Wenn ich sterbe«, und dazu eine Anweisung zu seinem Testament. Ich verstand. Er hatte sein Testament, wie ich Euch schon sagte, etwa eine Woche zuvor unterschrieben, und es sah statt meiner die Einsetzung Matthews als Bezugsberechtigten für eine Lebensversicherung vor. Wir hatten von der Bescheinigung gesprochen, die zu beschaffen sei; die hatte die Versicherung inzwischen losgeschickt, und sie war tatsächlich wenige Minuten zuvor per Eilpost eingetroffen. Das Schreiben fiel ihm sehr, sehr schwer. Rosalind und Dr. Bernstein waren anwesend und mühten sich zu verstehen, was er wollte. Ich sagte: »Du willst sicherstellen, dass die Lebensversicherung von mir auf Matthew überschrieben wird?« Er sagte: »Ja.« Ich sagte: »Die Unterlagen sind eben gekommen;

wenn du unterschreiben willst, kannst du das tun, aber es ist gar nicht nötig, weil es durch dein Testament schon geregelt ist.« Er seufzte vor Erleichterung darüber, dass er nicht unterschreiben müsste. Ich hatte ihn zufällig am Vortag gebeten, wichtige Dokumente zu unterzeichnen, und er hatte nur gesagt: »Warten wir noch etwas ab«, womit er mir inzwischen, müsst Ihr wissen, zu verstehen gab, dass er dazu nicht in der Lage war. Wenn man ihn bat, zu essen, sagte er: »Warten wir noch etwas ab«, und als ich ihn am Donnerstag um eine ziemlich wichtige Unterschrift bat, sagte er: »Warten wir noch etwas ab.« Er wollte Euch schreiben – besonders wegen Juliettes Buch, das ganz wunderbar ist«, hatte er mehrmals gesagt. Aber wenn ich darauf zurückkam, sagte er nur mit furchtbar müder Stimme: »Ja, gleich, gleich«, so vollkommen anders, als es sonst seine Art war. Als ich ihm daher versicherte, er müsse nicht unterschreiben, alles habe seine Ordnung, seufzte er vor Erleichterung.

»Wenn ich sterbe.« Zum ersten Mal hatte er das auf das HIER UND JETZT bezogen. Er schrieb es hin. Ich wusste und spürte, dass er sich der Wahrheit zum ersten Mal stellte. Kaum eine halbe Stunde zuvor hatte ich Sidney Cohen angerufen, einen Psychologen, der zu den Pionieren im Umgang mit LSD gehörte. Ihn hatte ich gefragt, ob er schon mal jemandem in so schlechter Verfassung LSD gegeben habe. Er sagte, zweimal nur: bei einem hätte es eine Art Versöhnung mit dem Tod herbeigeführt, beim anderen überhaupt keine Wirkung gehabt. Ich fragte ihn, ob er mir zuraten könnte, es Aldous in seinem Zustand zu geben. Ich sagte ihm, dass ich es ihm in den letzten zwei Monaten mehrmals angeboten hätte, dass er aber stets gemeint habe, er würde lieber warten, bis es ihm besser gehe. Da sagte Dr. Cohen: »Ich weiß nicht. Ich denke nicht. Was meinen Sie?«, worauf ich antwortete: »Ich weiß es auch nicht. Soll ich es ihm vorschlagen?« Er sagte: »Wenn, würde ich es ihm ganz beiläufig anbieten, nur sagen: ›Was hältst du davon, [irgendwann] mal wieder LSD zu nehmen?‹« Genauso vage hatten mir die wenigen Kenner auf dem Gebiet auf meine Frage: »Geben Sie LSD auch im Extremfall?« geantwortet. Soweit ich weiß, gibt nur EILAND darüber Aufschluss. Mit Sidney Cohen muss ich so um halb zehn gesprochen haben. Aldous war inzwischen körperlich in so schlechter und ungewisser Verfassung, er war so unruhig, dass er nicht artikulieren und ich nicht verstehen konnte, was er brauchte. Irgendwann sagte er zu mir etwas, was mir keiner hier bisher erklären konnte, nämlich: »Wer isst aus meiner Schüssel?« Ich wusste nicht, was er damit meinte, und weiß es bis heute nicht. Ich fragte nach. Er rang sich ein flüchtiges Lächeln ab und sagte: »Lass nur, ein Scherz.« Und später, weil er ahnte, wie gern ich mehr wissen und irgendwas tun wollte, presste er gequält hervor: »An diesem Punkt lässt sich so wenig teilen.« Da wusste ich, ihm war bewusst, dass er starb. Aber das Unvermögen, sich zu äußern, lag nur an der Schwäche seiner Muskeln – sein Geist war klar oder vielmehr, meine ich jedenfalls, hellwach und rege.

Dann, wann genau weiß ich nicht, bat er um seinen Block und schrieb: »Versuch LSD [...] 100 intramuskulär.« Obwohl das, wie Ihr an der Fotokopie sehen könnt, nicht unbedingt klar ist, weiß ich, dass er genau das gemeint hat. Ich bat ihn, es zu bestätigen. Und plötzlich wusste ich eines ganz sicher. Ich wusste, dass wir

uns nach dem quälenden Gerede der letzten zwei Monate jetzt wieder verstanden. Und da wusste ich, ich wusste, was zu tun war. Ich ging rasch nach nebenan, wo Dr. Bernstein vor dem Fernseher saß, wo gerade die Nachricht vom Attentat auf Kennedy bekannt gegeben wurde. Ich holte das LSD aus dem Schrank und sagte: »Ich werde ihm jetzt LSD spritzen, er hat darum gebeten.« Der Arzt rang kurz mit sich, denn Ihr wisst ja, wie schwer sich die klassische Medizin mit dieser Arzneidroge tut. Dann sagte er: »Gut, es kommt eigentlich nicht mehr darauf an.« Aber ganz gleich, was er gesagt hätte, mich hätte keine »Autorität«, nicht einmal ein Heer von Autoritäten, aufhalten können. Ich ging rasch mit dem Röhrchen in Aldous' Zimmer und zog eine Spritze auf. Der Arzt fragte, ob er es lieber spritzen sollte – vielleicht, weil er meine Hände zittern sah. Seine Frage machte mir mein Zittern erst bewusst, aber ich antwortete: »Nein, ich muss es tun.« Ich riss mich zusammen, und als ich ihm die Spritze setzte, waren meine Hände ganz ruhig. Und mit einem Mal machte sich bei uns beiden große Erleichterung breit. Ich glaube, es war 11:20, als ich ihm die ersten 100 Mikrogramm gab. Ich setzte mich an sein Bett und sagte: »Weißt du, Schatz, vielleicht nehme ich später mit dir zusammen auch etwas. Möchtest du, dass ich später auch etwas nehme?« Ich sagte »später«, weil ich keine Ahnung hatte, wann ich etwas nehmen könnte oder sollte; tatsächlich habe ich bis heute, wo ich an Euch schreibe, der Umstände halber nichts nehmen können. Aldous deutete ein Ja an. Wir dürfen nicht vergessen, dass er mittlerweile sehr, sehr wenig sprach. Als ich fragte: »Möchtest du, dass Matthew etwas nimmt?«, sagte er: »Ja.« »Und was ist mit Ellen?« Er sagte: »Ja.« Ich erwähnte noch zwei, drei andere Leute, die mit LSD experimentiert hatten, und er sagte: »Nein, nein, basta, basta.« Schließlich fragte ich noch: »Und was ist mit Jinny?« Da sagte er sehr deutlich: »Ja.« Dann schwiegen wir. Ich saß einfach eine Zeit lang still da. Aldous war jetzt körperlich nicht mehr so unruhig. Er schien – ich hatte irgendwie das Gefühl, dass er wusste, wir beide wussten, was wir taten, und das hat Aldous ja immer un-
gemein beruhigt. Ich hatte ihn im Laufe der Krankheit ein paar Mal sehr aufgewühlt erlebt, bis er wieder wusste, was zu tun war, dann war er, selbst wenn es um eine Operation ging oder um Röntgenaufnahmen, wie ausgewechselt. Sofort war er die Ruhe selbst, er machte sich gar keine Sorgen mehr, er sagte: Also gut, dann los, und dann legten wir los, und er war wie befreit. Und jetzt hatte ich das gleiche Gefühl – es war eine Entscheidung gefallen, er hatte sie wie immer blitzschnell gefällt. Plötzlich hatte er die Tatsache seines Todes akzeptiert, er hatte das Moksha-Mittel genommen, an das er glaubte. Er tat das, was er in EILAND beschreibt, und ich hatte das Gefühl, dass er neugierig war und erleichtert und ruhig.

Ungefähr eine halbe Stunde später veränderte sich sein Gesichtsausdruck allmählich, und da fragte ich ihn, ob das LSD wirke, worauf er signalisierte: nein. Aber ich glaube, irgendetwas war geschehen. Denn das war typisch für Aldous. Immer hat er eine Wirkung, selbst wenn sie völlig eindeutig war, erst dann zugegeben, wenn sie sehr, sehr ausgeprägt war, sonst nicht. Jetzt nahm sein Gesicht allmählich den Ausdruck an, der sich immer zeigte, wenn er das Moksha-Mittel

genommen hatte und ihn eine immense Glückseligkeit und Liebe überkam. Das war zwar jetzt nicht der Fall, aber eine Veränderung im Vergleich zu seiner Mimik noch von vor zwei Stunden war unverkennbar. Ich ließ noch eine halbe Stunde verstreichen, dann beschloss ich, ihm weitere 100 Mikrogramm zu spritzen. Ich zeigte es ihm an, und er war einverstanden. Ich gab ihm eine zweite Spritze, und dann sprach ich mit ihm. Er war jetzt sehr still; er war sehr still, und seine Beine wurden kälter; die bläulichen Verfärbungen einer Zyanose breiteten sich immer weiter nach oben aus. Da begann ich, ihm zuzureden, ich sagte: »Leicht und frei.« Dergleichen hatte ich ihm in den letzten Wochen nachts beim Einschlafen vorgesagt, und das tat ich jetzt eindringlicher, inständiger: »Geh, geh los, lass los, Liebster, gehe ein ins klare Licht, ins Licht, du gehst weiter, du gehst hinauf, du gehst ins Licht. Bereitwillig und wissend gehst du, bereitwillig und wissend, es ist gut, ja, so ist es gut, so ist es gut – du gehst ein ins Licht, du gehst ein in das Einssein und die Liebe zu Allem. Es ist leicht, es ist wunderbar leicht. So ist es gut, es ist ganz leicht. Leicht und frei. Weiter hinauf. Du gehst ein in Marias und meine Liebe. Du gehst ein ins Einssein, in die Liebe zu Allem, größer, als du sie je gekannt hast. Du gehst ein in die schönste, die größte Liebe, und es ist leicht, so leicht, so gut, so ist es gut.« Ich glaube, ich muss so gegen ein oder zwei Uhr angefangen haben zu sprechen. Ich hatte kein rechtes Gefühl mehr für die Zeit. Die Krankenschwester war anwesend, auch Rosalind und Jinny und zwei Ärzte – Dr. Knight und Dr. Cutler. Sie schienen sehr weit weg von dem Bett. Ich war ganz, ganz dicht an seinem Ohr, und ich hoffe, dass ich klar und einfühlsam sprach. Einmal fragte ich: »Hörst du mich?« Er drückte meine Hand. Er hörte mich. Ich hätte gern noch viel mehr gefragt, aber er hatte mich erst am Morgen angefleht, keine Fragen mehr zu stellen, und insgesamt hatte ich das Gefühl, dass alles gut und richtig war. Ich wagte nicht, nachzufragen, zu stören, also blieb das das Einzige, was ich ihn fragte: »Hörst du mich?« Vielleicht hätte ich noch mehr Fragen stellen sollen, aber das habe ich nicht.

Später fragte ich ihn dasselbe noch mal, aber da rührte sich die Hand nicht mehr. Von zwei Uhr morgens bis zu dem Augenblick, als er starb, um fünf Uhr zwanzig, herrschte vollkommener Friede – bis auf einen kurzen Moment. Der ereignete sich so um halb vier, vier, als seine Unterlippe sich verzog. Sie krampfte, als müsste er nach Luft ringen. Da sprach ich die Anleitung noch inständiger: »Es ist so leicht, so gut, ja, so ist es gut, du gehst bereitwillig und wissend; mit der Erkenntnis, mit der Erkenntnis, Liebster, gehst du ein ins Licht.« Diese und ähnliche Worte wiederholte ich noch drei, vier Stunden lang. Dann und wann überwältigten mich meine Gefühle, aber sobald das passierte, trat ich zwei oder drei Minuten vom Bett weg und kehrte erst zurück, wenn ich meine eigenen Gefühle im Griff hatte. Das Zucken der Unterlippe dauerte nur kurz, es schien eine Reaktion auf meine Worte zu sein: »Leicht, leicht, so ist es gut, bereitwillig und wissend und so gut –

du gehst hinauf, ein ins Licht, leicht und frei, ein ins Licht, ein ins Licht, in das Einssein und die Liebe zu Allem.« Das Zucken ließ nach, der Atem ging immer langsamer, und es gab nicht das geringste Anzeichen von Widerstand oder Kampf. Nur der Atem ging langsamer – und langsamer – und langsamer, bis er um fünf Uhr zwanzig aussetzte.

Man hatte mich am Morgen gewarnt, dass es gegen Ende beunruhigende Krämpfe geben könne bzw. eine Art Kontraktion der Lunge, auch Geräusche. Man wollte mich auf erschreckende körperliche Vorgänge vorbereiten, die vielleicht auftreten könnten. Nichts dergleichen geschah, tatsächlich war der Atemstillstand überhaupt nicht dramatisch, denn es ging so allmählich, so sanft dahin wie ein Musikstück, das in einem *sempre più piano*, *dolcemente* ausklingt. Mir schien die letzte Stunde des Atmens kaum mehr als der bedingte Reflex eines Körpers, der ebendas 69 lange Jahre getan hatte, Abermillionen Mal. Ich hatte auch nicht das Gefühl, dass die Seele mit dem letzten Atemzug den Körper verließ. Sie ließ ganz sachte über einen Zeitraum von vier Stunden davon ab. In diesen Stunden waren zwei Ärzte im Zimmer, dazu Jinny, die Krankenschwester, Rosalind [...] Roger [...] Gopal – das ist, wie Ihr wisst, die gute Freundin Krishnamurtis und Leiterin der Schule in Ojai, für die Aldous so viel getan hat. Sie scheinen gar nicht gehört zu haben, was ich sagte. Ich dachte, ich hätte laut und deutlich gesprochen, aber sie meinten, sie hätten nichts gehört. Rosalind und Jinny traten hin und wieder ans Bett heran und hielten Aldous' Hand. Diese fünf Menschen haben alle beteuert, es sei der denkbar friedlichste, der schönste Tod gewesen. Beide Ärzte und die Schwester haben versichert, dass sie noch niemanden in ähnlich schlechter Verfassung so ganz ohne Kampf und Schmerzen hätten gehen sehen.

Wir werden nie erfahren, ob das Wunschdenken unsererseits ist oder wirklich so war, aber allem äußeren Anschein und innerem Empfinden nach war es schön und friedlich und leicht.

Und nun, nachdem ich diese paar Tage für mich sein konnte und weniger von den Gefühlen anderer belagert, wird mir die Bedeutung dieses letzten Tages immer klarer und immer wichtiger. Ich glaube, Aldous war entsetzt (ich bin es allemal), dass man nicht ernst genommen hatte, was er in EILAND schrieb. Der Roman wurde als Science-Fiction abgetan, während doch sämtliche Lebensweisen, die er in EILAND beschrieben hat, keineswegs fiktiv waren, sondern allesamt irgendwo auf der Welt erprobt, zum Teil sogar in unserem Alltag. Wäre allgemein bekannt, auf welche Weise Aldous gestorben ist, würde anderen vielleicht dämmern, dass nicht nur dies, sondern vieles, was in EILAND steht, hier und jetzt möglich ist. Dass Aldous im Sterben um das Moksha-Mittel bat, ist eine Bestätigung seines Werks und somit von Bedeutung nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt. Zwar werden wir damit rechnen müssen, dass einige sagen, er sei sein Leben lang drogenabhängig gewesen und habe auch das Ende eines Drogenabhängigen gefunden, aber die Geschichte lehrt, dass ein Huxley eher die Ignoranz bezwingen wird als die Ignoranz einen Huxley.

Obwohl ich mich mit Euch ja brieflich darüber ausgetauscht habe, war mir unwohl dabei, Aldous über seinen Zustand im Ungewissen zu lassen. Es schien mir nicht richtig, gerade ihn, der so viel über den Tod geschrieben und gesagt hatte, diesem ahnungslos entgegengehen zu lassen. Wo er mir doch so vollkommen vertraute – womöglich ist er selbstverständlich davon ausgegangen, dass ich es ihm doch sagen würde, wenn er dem Tod nahe wäre, und ihm helfen. Ich bin daher unendlich erleichtert über seine blitzschnelle Erkenntnis, über seine sofortige Annahme dieses Schicksals. Geht es Euch nicht auch so.

Die Frage ist nun: Soll seine Art zu sterben uns und nur uns Erleichterung und Trost sein, oder sollten davon auch andere profitieren? Was meint Ihr?